

# Die gefährdete Stellung unserer deutschen Universitäten.

15.5.1899  
Greifswald  
Bernheim

Rede

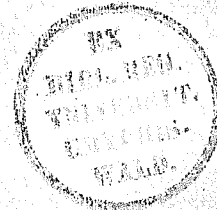
zum Antritt des Rektorats der Universität in Greifswald

am 15. Mai 1899

von

**Ernst Bernheim,**  
Professor der Geschichte.

1890-1947



Greifswald.

Verlag und Druck von Julius Abel.  
1899.

## Vorwort.

Eine Rede ist durch andere Momente bedingt als eine Abhandlung. Ich empfinde das lebhaft, indem ich die folgende Rede in den Druck gebe und dabei ein umfangreicheres Material, das wegen der beschränkten Zeitdauer des Vortrages verkürzt werden musste, wieder wesentlich bei Seite zu lassen habe. Doch entschliesse ich mich dazu, weil die Veröffentlichung des Vortrages von Hörern desselben, die mir massgebend sind, gewünscht und für nützlich gehalten wurde. Ich lasse also die Rede in ihrer ursprünglichen Form bestehen und nehme ausser Anmerkungen nur einige ergänzende Ausführungen herein, welche jene Form nicht zersprengen.

Es ist anlässlich meiner im vorigen Jahre erschienenen Schrift „Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart“ die Bemerkung gemacht worden, man habe zu allen Zeiten viel an den Universitätsverhältnissen auszusetzen gehabt und man könne doch nicht behaupten, dass es heutzutage schlechter als früher damit geworden sei, im Gegentheil. Auch ist gesagt worden, es überkomme Einen wie ein Gefühl des Ueberdrusses, wenn man wieder und wieder einen der Hochschul-lehrer zum Danaidenfasse akademischer Reformvorschläge schreiten sehe, nachdem so viele vortreffliche Männer das seit Generationen gethan. Solche quietistischen oder pessimistischen Einwendungen können uns nicht abhalten, auch das Unsere zu versuchen. Jede Generation hat ihre eigenen Aufgaben, und es ist eine ihrer natürlichsten,

dafür zu arbeiten, dass sie, wie George Eliot es ausdrückt, die Verhältnisse, in denen sie lebt, etwas besser zurücklasse als sie sie vorgefunden hat, nicht nur besser als sie zu einer früheren Zeit einmal gewesen sind. Man wird es doch nicht etwa als eine Entschuldigung gelten lassen, wenn man sich darüber beklagt, mit einem Eisenbahnzuge eine Stunde Verspätung gehabt zu haben, dass Einem geantwortet wird: „einst, als nur die Post fuhr, hat man ja noch viel mehr Zeit zu dem Wege gebraucht.“ Und wer wollte behaupten, die früheren Generationen hätten sich durchaus vorgeblich bemüht? Die Geschichte der Universitäten widerlegt solche Behauptung.

Auch steht es gar nicht in unserer Hand und Macht, das Universitätswesen unter dem Motto „Quia non movere“ unverändert zu lassen: die Zeitverhältnisse heischen heutigen Tages gebieterischer als fast je grundlegende Neuerungen, und es ist nur die Frage, ob wir sie uns passiv, Schritt um Schritt weichend abzwängen lassen oder sie nicht vielmehr mit einsichtigem, frischen Entgegenkommen selber aufnehmen und thätig mitgestalten sollen, so wie es uns am besten erscheint. Warum verurtheilen wir denn mit überlegenem Lächeln jene alten Vertreter scholastischen Universitätswesens, die sich hartnäckig gegen die Aufnahme neuer Zeitforderungen stemmten? Es waren gewiss grösstentheils ebenso lebensvolle, gelehrte, charakterfeste Männer, wie die grösste Zahl unserer jetzigen akademischen Lehrer. Sie erkannten nur nicht rechtzeitig, dass ihre Mitwelt veränderte Bedürfnisse habe und mit Recht geltend mache. Sollten wir uns in Zukunft wegen des entsprechenden Mangels verurtheilen lassen?

Es könnte mit Berufung auf die Geschichte vielleicht noch eingewendet werden, die Universitäten hätten früher vielfach den andringenden Neuerungen nicht blinden Widerstand, sondern ein verständiges Zögern entgegen-

gesetzt; dieses Verhalten empfehle sich auch jetzt; man solle die Dinge an sich herankommen lassen, abwarten, wie sich dies und jenes bewähre und durchsetzen möge. Ein derartiges Verhalten entspricht aber den heutigen Umständen nicht. Das Tempo der geistigen Bewegung ist in der Gegenwart viel zu schnell geworden und hat viel zu energische Mittel, sich durchzusetzen, als dass den Universitäten eine lange Frist gegönnt würde, sich zu besinnen. Der augenfälligste Beweis dafür ist, dass das Ausland in der kurzen Spanne der letzten Dezemien unsere deutschen Universitätseinrichtungen in Anpassung an neue Forderungen vielfach bedeutend überholt hat; in den folgenden Zeilen bietet sich öfter Anlass darauf hinzuweisen.

Ich bin gelegentlich auch getadelt worden, dass ich in der vorhin erwähnten Schrift nicht schärfer die im einzelnen herrschenden Uebelstände beleuchtet habe; man könnte dasselbe an dieser Rede aussetzen. Aber ein solcher Tadel trifft mich nicht, denn jenes entspricht nicht meiner Absicht. So lange man die Hoffnung nicht aufgibt, dass unsere Universitäten innere Lebenskraft genug besitzen, um aus sich heraus die nöthigen Neubildungen zu schaffen, wird man weniger zu zeigen haben, was im einzelnen brüchig ist, als wie im Ganzen zu bessern sei. Die öffentliche Meinung durch schroffe Darlegung der Misstände aufzubieten, wird der Angehörige und wahre Freund der Universitäten nur als ein letztes, verzweifeltes Mittel ergreifen dürfen.

Hochgeehrte Anwesende!

Sie erwarten von mir in dieser Stunde vielleicht, dass ich Ihnen aus dem weiten Gebiete meines Faches, der Geschichte, eine bedeutende Gestalt oder interessante Entwicklungen vor Augen führe. Doch an dem heutigen Tage, der einem Jahresabschnitte in unserem akademischen Leben die Weihe giebt, liegt mir — und ich glaube, uns allen — ein anderes Thema näher: unser Universitätswesen selbst, unsere deutsche Universität in ihrer Stellung zum Leben der Nation.

Gewaltige Veränderungen hat unser Vaterland im Laufe eines Menschenalters erfahren: es ist wie aus langem Traum erwacht fast plötzlich als ebenbürtiger Genosse unter die Grossmächte der Welt getreten. Die erstaunten Völker sahen, dass in der stillen Eigenheit des Denkens und Träumens, wegen der man uns verspottete, eine Macht liege, die Waffen und Siege bereiten könne. Nun erkannte man, welchen bedeutenden Antheil an unsern Erfolgen die deutsche Wissenschaft, die deutsche Erziehung gehabt haben und ihre höchsten Vertreterinnen, die deutschen Universitäten. Nun begann man im Auslande immer eifriger, unsere akademischen Einrichtungen zu studiren, nachzuahmen, in Frankreich, Belgien, Amerika, ja überall in der Welt, wo sich lebhaftes civilisatorisches Streben regte, bis zu den fernen Inseln Japan's.

Mit der veränderten Stellung Deutschlands in der Welt, mit dem Umschwung so vieler Verhältnisse innen und aussen, sind aber auch bedeutende Veränderungen in der Stellung unserer Universitäten vor sich gegangen:

neue Aufgaben, neue Fragen sind aufgetaucht, alte sind dringender geworden — je nach ihrer Lösung und Entscheidung bestimmt sich das Schicksal unseres akademischen Lebens für die nächste Zukunft und weiterhin.

Drei Gruppen von Fragen, die eng mit einander zusammenhängen, scheinen mir im Vordergrund des Interesses zu stehen, und ich möchte dafür Ihre Theilnahme erbitten.

\* \* \*

Zunächst unser Verhältniss zum Staat.

Dereinst waren die Universitäten geistliche Korporationen mit dem internationalen Charakter der mittelalterlichen Bildung, mit eigener, fast unabhängiger Verwaltung. Je mehr aber seit dem Ausgange des Mittelalters der landesherrliche, bürokratische Staat sich entwickelte, um so mehr wurden diese Korporationen Staatsanstalten, Landesuniversitäten<sup>1)</sup>. Noch bis Ende des vorigen Jahrhunderts war die Anstellung, die Lehrthätigkeit der Dozenten, die gesammte Administration in einer Weise von den Regierungen abhängig, beaufsichtigt, reglementirt, consirt, wie es uns kaum glaublich erscheinen will. Als z. B. im Jahre 1735 die Hallenser Professoren nach der Ansicht des Kuratoriums nicht genug öffentliche Vorlesungen, collegia publica, gehalten hatten und sich in einer Gesamteingabe deswegen verantworteten, liess ihnen König Friedrich Wilhelm I. folgenden Erlass zukommen: „Se. Kgl. Majestät . . . haben zwar aus der „allerunterthänigsten Vorstellung derer sämmtlichen Professorum bei der Universität zu Halle vom 10. dieses „mit mehreren erschen, was dieselben wegen Haltung der

<sup>1)</sup> Ich muss gleich hier aussprechen, wie viel ich hier und weiterhin dem grossen Werke von F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart, zweite Auflage in 2 Bänden 1896, verdanke.

„lectionum publicarum, auch sonst, vorstellen wollen; „Sie ertheilen aber denselben hierauf zur Resolution, dass „dieselbe sonder einiges Raisonniren Sr. Kgl. Majestät „den schuldigen Gehorsam leisten und nach der vorge- „schriebenen Ordre publice lesen, widrigenfalls aber ohn- „ausbleiblich gewärtigen sollen, dass diejenigen, so in „ihrem eigensinnigen Ugehorsam beharren und ihre „Schuldigkeit zu thun versäumen werden, nicht nur durch „ohnangenehme Zwangsmittel dazu angehalten, sondern „überdies dem Befinden nach gar zur Festung gebracht „werden sollen.“

Und unter demselben Datum, dem 13. Sept. 1735, schrieb der König eigenhändig an den Obersteommandirenden in Halle: „Weil die dortige Professores ordinarii „eines Theils noch saumselig sind, die anbefohlene Collegia „publica zu halten, so sollet Ihr ihnen andeuten, dass, „wenn sie nicht den 20. d. Monaths solche Collegia an- „fangen, Ihr sie durch militärische Exekution dazu „bringen sollet“<sup>1)</sup>.

Das war 1735. Aber noch 1794 liess König Friedrich Wilhelm II. zweien Mitgliedern der theologischen Fakultät in Halle eröffnen<sup>2)</sup>:

„Da bei unserer höchsten Person allerunterthänigst „angezeigt worden, dass Ihr in Euren dogmatischen Vor- „lesungen noch immer neologische Prinzipia äussert, „wodurch die Zuhörer in Euren Collegiis von der Er- „kenntnis der reinen christlichen Glaubenslehre abgeführt „und äusserst verwirret werden, so werdet Ihr hierdurch „erustlich ermahnet hievon abzustehen und eine andere „Lehrart anzunehmen . . . widrigenfalls Ihr es Euch „selbst werdet zuzuschreiben haben, wenn bei nicht bald

<sup>1)</sup> W. Schrader, Gesch. der Friedrichsuniversität zu Halle 1894, Bd. 2 S. 463 f. aus Hallischen Univ.-Akten.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 480 aus dem Geh. Staatsarchiv (vgl. auch S. 481 ff.).

„erfolgter Besserung mit ganz unvermeidlicher Cassation „gegen Euch verfahren werden wird. Sind Euch mit „Gnaden gewogen“.

Es ist das wesentliche Verdienst der preussischen Regierung gewesen, dass sie nach den grossen Umwälzungen am Anfange dieses Jahrhunderts voranging, die Reste korporativer Selbstverwaltung soweit thunlich zu erhalten oder vielmehr modernisirt wieder herzustellen. Mit dieser Verfassung haben die Universitäten die Schwungkraft entfaltet, die sie befähigte, in langen Decennien politischer Zerrissenheit über die Grenzen kleinstaatlich verkümmerten Daseins hinweg die Geister der Nation zusammenzuführen.

Seit einiger Zeit ist eine rückläufige Bewegung eingetreten.

Die unvergleichliche, fast stürmische Entwicklung der Wissenschaften mit ihren finanziellen Erfordernissen an Instituten, Lehrmitteln, neuen Lehrstühlen, gleichzeitig die veränderten politischen Verhältnisse nöthigen die Staatsregierungen überall, die Verwaltung der Universitäten immer mehr in die Hand zu nehmen, und über diese Nöthigung hinaus veranlasst sie die unbeholfene Haltung der Universitäten hinsichtlich ihrer eigenen Gesamtinteressen, immer tiefer in die akademischen Verhältnisse einzugreifen. Die Reste unseres korporativen Lebens sterben zusehends ab. Wir gewöhnen uns schon daran, dem Staate die Initiative zu überlassen, denn wir empfinden nicht mit Unrecht, dass wir mit unserer erlahmten Korporation nichts ausrichten können, namentlich nichts, was innere Neugestaltungen betrifft. Die Beziehungen zwischen allen Reichs-Universitäten sind auch viel zu feinfühlig geworden, als dass eine einzelne aus sich heraus und für sich allein irgend eine organisatorische Aenderung vornehmen könnte. Sogar der einzelne Bundesstaat kann das heute kaum, und

sei es unser grosses Preussen. Erinnern Sie sich, dass es bisher nicht möglich gewesen ist, die Immatrikulationsfrist abzukürzen und dadurch einen gleichmässigen, früheren Anfang der Vorlesungen herbeizuführen, wie unsere Regierung es wünschte, weil sich keine Uebereinstimmung unter den Bundesstaaten darüber erzielen liess; aus demselben Grunde zieht sich die von Preussen geplante einheitliche Reform der Promotionsordnung schon über Jahr und Tag hin. Es ist begreiflich, dass angesichts dieser Umstände allmählig eine pessimistische Interesselosigkeit gegenüber allgemeinen akademischen Verhältnissen in unseren Kreisen herrschend wird. Die desorganisirende Wirkung derselben wird noch dadurch gesteigert, dass die einzelnen Fakultäten, ja innerhalb der Fakultäten zum Theil die einzelnen Fächer, sich in Folge der zunehmenden Specialisirung der Wissenschaften mehr und mehr in ihren Sonderinteressen isoliren und die innere Fühlung mit einander wie mit der Universitas literarum verlieren. Das ist gewiss kein gesunder, kein wünschenswerther Zustand.

Die alte korporative Macht können wir schwerlich wiederbeleben — sie ist unaufhaltsam im Schwinden. Auf weiten Gebieten unseres öffentlichen Lebens ist diese Form des Zusammenwirkens ja durchbrochen, in Auflösung begriffen; eine andere Form ist vielfach an deren Stelle getreten: die freiwillige Vereinigung zum Verfolg gemeinsamer Interessen. Sollte diese nicht in gewisser Weise auch bei uns möglich sein? Dass es möglich und zugleich, dass es Bedürfniss ist, hat sich jüngst gezeigt. Unsere Regierung selbst hat sich im letzten Jahre veranlasst gesehen, eine Rektorenconferenz nach Berlin zu berufen, um mit ihr einige allgemeine Universitätsfragen zu erörtern. Das Unternehmen war allerdings von vorne herein zu einer passiven Uergiebigkeit verurtheilt, weil es zu einseitig von der Regierung ange-

ordnet und dirigirt war. Aber mit unserem Zuthun aus eigener Initiative könnte etwas Lebensvolleres der Art sich gestalten: eine regelmässige Vereinigung von Vertretern unserer Universitäten — es brauchten nicht gerade die Rektoren oder nur die Rektoren zu sein —, die über gemeinsame Angelegenheiten beriethen und beschlössen, nicht nur in einzelnen etwa jährlichen Zusammenkünften, sondern auch ausserdem in einem dauernden Ausschuss, der stetige Fühlung zwischen den einzelnen Universitäten aufrecht erhielt, zunächst in Preussen, dann aber auch im ganzen Reich. Das scheint fast eine logische Folge der Einigung Deutschlands zu sein. Es wäre doch ein seltsamer Contrast: zur Zeit, als Deutschland politisch uneins war, hätten die Universitäten den Einheitsgedanken lebendig gehalten, und jetzt, da wir ein Reich haben, sollten sie in ihren eigenen Angelegenheiten nicht zusammenstehen! Durch eine Einrichtung, wie die erwähnte, würde andererseits einer Folge der neueren politischen Centralisirung entgegen gewirkt werden, die sich bereits in misslichen Erscheinungen geltend macht und an das Verhältniss von Paris zu dem geistigen Leben der Provinzen gemahnt: das übermächtige Schwergewicht der grossen Universitäten gegenüber den kleineren. Letztere in ihrer Isolirung, ohne Organe zur Vertretung ihrer Interessen, sind gewissermassen stumm und einflusslos — gäbe es eine gemeinsame Vertretung, in der neben den grossen die kleinen zu Worte kämen, so würde sich der Majorisirung dieser durch jene ebenso gut vorbeugen lassen, wie etwa im Bundesrath der Majorisirung der kleineren durch die grossen deutschen Staaten vorgebeugt ist. Eine derartige Einrichtung würde auch auf das innere Leben der einzelnen Glieder von grossem Einfluss sein können: die Verhandlungsgegenstände würden im Kreise der Fakultäten vorbereitet bzw. angeregt

werden und die Conferenzen würden manchen neue Anregung zurückgeben. Das korporative Wesen und die korporative Macht, die uns nach innen und aussen immer mehr verloren gegangen sind, würden auf diese Weise ersetzt und in neuer Gestalt wiedergewonnen werden können. Ein besseres Gleichgewicht zwischen dem Einfluss des Staates und dem Eigenleben der Universität würde so zu erreichen sein.<sup>1)</sup>

\* \* \*

Ich habe bisher eine, vielleicht die wichtigste Beziehung des Staates zu unserem akademischen Wesen nicht hervorgehoben; die Beachtung derselben führt zu einer zweiten Gruppe eigenthümlicher Probleme.

Die Universität hat ausser der produktiven Förderung der Wissenschaften zwei grosse Aufgaben zu erfüllen, die sich in unserer Zeit mehr als früher zu widersprechen und einander zu erschweren scheinen: sie soll einerseits brauchbare Staatsbeamte heranbilden, andererseits den Nachwuchs der Forscher und Gelehrten. Zwar sind die Staatsregierungen weit entfernt, die letztere Aufgabe zu unterschätzen, aber an der ersteren sind sie so unmittelbar und dringend interessirt, dass sie vor allem für deren zweckmässige Erfüllung sorgen müssen. Die Anforderungen an die Ausbildung der Beamten und beamtenähnlichen praktischen Berufe sind mit der Zeit ungemein gestiegen und daher ist die Sorge des Staates hierfür immer eingreifender geworden. Die Staatsprüfungen bestimmen schon viel wesentlicher den gesammten Studiengang als die Universitätsprüfungen. Die Bestimmungen jener sind nicht aus dem Schosse der Universität her-

<sup>1)</sup> Mit besonderem Vergnügen weise ich auf die Uebereinstimmung hin, die ich in wesentlichen Stücken dieses Abschnittes mit den treffenden Ausführungen von W. Waldeyer in seiner Antrittsrede vom 15. Okt. 1898 „Ueber Aufgaben und Stellung unserer Universitäten seit der Gründung des deutschen Reiches“, S. 20 ff., besonders S. 25 ff., finde.

vorgegangen, höchstens sind Gutachten einzelner Dozenten herangezogen, d. h. mit anderen Worten: der Geist des Studiums wird zunehmend von den Zielen berufsmässiger Bildung bestimmt, wie die Prüfungsordnungen sie vorschreiben, ohne dass die Universität massgebenden Einfluss darauf hat. Die Gefährdung für das freie wissenschaftliche Studium, die darin liegt, ist nicht zu verkennen;<sup>1)</sup> aber wir können nicht dadurch entgegenwirken, dass wir diese Aufgabe gewissermassen widerstrebend übernehmen oder gar möglichst ignoriren. Sie ist unabweisbar, der Staat kann und muss sie fordern, und es giebt doch auch an sich kaum eine erfreulichere, als dem Vaterlande seine höchsten Beamten, dem Volke seine höheren Lehrer, seine Prediger, Aerzte, Juristen zu bilden. Nur haben wir dafür zu sorgen, dass unsere andere, die rein wissenschaftliche Aufgabe nicht dabei beeinträchtigt werde; auch diese fordert der Staat von uns laut allen Universitätsstatuten; er thut viel, ausserordentlich viel zur Unterstützung derselben, doch muss er uns der Natur der Sache nach hierin freiere Hand lassen.

Beide gleich dringende Aufgaben mit einander zu vereinen und auszugleichen, ist das pädagogische Problem der modernen Universität. Wie hat sie sich dazu gestellt?

Eine fundamentale schöpferische That hat die deutsche Universität dieser Doppelaufgabe entgegengebracht, gewissermassen ihre Morgengabe an unser Jahrhundert: es ist die Schöpfung der ~~Seminare~~ und praktischen Uebungen. Schon deren Entstehungsgeschichte zeigt, dass die beiden Seiten der akademischen Lehrthätigkeit

<sup>1)</sup> Darauf hat eindringlich Schleiermacher schon hingewiesen in der Abhandlung „Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne“ 1808. (Sämmtl. Werke Abtheilung 3, Band 1, S. 550.)

nicht im Gegensatz zu stehen brauchen, sich vielmehr in die Hand arbeiten können. Denn der erste Anstoss zur Einrichtung von Seminaren ist von dem Bedürfniss ausgegangen, Lehrer vorzubilden; die ersten Seminare waren philologische Uebungsstunden zur Einführung von Lehramtskandidaten in die klassischen Sprachen und Litteraturen. Demnächst wurde die Einrichtung auf die geschichtlichen Studien übertragen, wurde immer allgemeiner und systematischer in allen Zweigen der Geisteswissenschaften organisirt, und mit entsprechendem Prinzip traten ihr zur Seite die praktischen Uebungen auf mathematisch-naturwissenschaftlichem und medizinischem Gebiete in den Laboratorien, in den Kliniken, endlich die juristischen, staatswissenschaftlichen, theologischen Praktika. Das Prinzip der alten Universitäten war vorwiegend: Mittheilung des fertigen Wissensstoffes; dieses unentbehrliche Moment ist auch jetzt noch in den Vorlesungen vom Katheder herab vertreten; aber dem gegenüber ist von immer grösserer Bedeutung das neue Princip des Seminars geworden, das ist „selbstthätig arbeiten zu lehren“, es ist die treibende Kraft des Studiums zu nennen und seine Anwendung ist es vor allem, welche im Auslande auf allen Hochschulen nachgeahmt wird.

Die deutsche Universität hat hierin das wesentliche Mittel gefunden, ihre pädagogische Doppelaufgabe zu erfüllen. Allein es genügt nicht, dieses Mittel gefunden zu haben; es muss auch den zu erreichenden Zwecken immer von neuem angepasst werden. In dieser Hinsicht ist noch manches zu thun. Ich habe das kürzlich in einer eigenen Schrift<sup>1)</sup> ausgeführt und muss mich hier

<sup>1)</sup> Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart, Berlin 1898 Seite 31 ff. In demselben Sinn handelt Erich Haupt in seiner Schrift „Plus ultra, zur Universitätsfrage“, 1887, von den Seminaren, doch hat er vorwiegend die Fachbildung im Auge.



auf einige Andeutungen beschränken. Vor allem sollten m. E. die praktischen Uebungen durchweg früher beginnen, womöglich gleich im ersten Semester, und zwar in propädeutischem Sinne, um sofort das Arbeitsfeld zu eröffnen, um den Zeit- und Energieverlust des rathlosen Umhertastens zu verhüten, den viele Anfänger so demoralisirend erfahren, so deprimirend empfinden. Es liegt gar nicht im Wesen der Seminare, ausschliesslich die Bildungsstätte für produktive Spezialforschung und daher nur für Vorgerücktere zu sein; vielmehr gewinnen sie erst ihre volle Bedeutung, wenn sie von Anfang an zu selbstständigem Denken und Arbeiten anleiten, ohne auf den unteren Stufen Resultate von wissenschaftlich selbstständigem Werthe zu bezwecken. Demgemäss müssen sie in org. mischem Stufengange mit einander und z. Th. auch mit den Vorlesungen verbunden werden; die lediglich Stoff übermittelnden umfangreichen Vorlesungen sind einzuschränken und zu kürzen, um den Uebungen mehr Raum zu lassen. In allen diesen Beziehungen kann ein besseres Gleichgewicht zwischen den Erfordernissen der Berufsbildung und der Allgemeinbildung angestrebt werden.

Es ist wohl anerkannt, dass die complicirte Gestalt des akademischen Unterrichts, welche durch dessen Doppelaufgabe bedingt wird, eine besonders pädagogische Kraft des einzelnen Dozenten erfordert,<sup>1)</sup> aber es ist kaum anerkannt, dass eine gemeinsame concentrirte Arbeit dazu nöthig sei. Wie viel geschieht an solcher Arbeit auf allen anderen Unterrichtsgebieten!

Da hat man pädagogische Vereine, Zeitschriften, eine reiche, zusammenhängende Litteratur. Da werden die fremden Tagesfragen in regelmässigen Conferenzen

<sup>1)</sup> Dies freilich vielfach in dem Sinne, als ob jeder Dozent ein angeborenes Lehrgenie besitze, welches er nur durch seine eigene Erfahrung auszubilden brauche.

der Anstaltsleiter, der Volksschulrektoren, der Gymnasialdirektoren auf Grund sorgfältig vorbereiteter Specialreferate diskutiert; die öffentliche Meinung einerseits und die Regierungen andererseits haben so einen Boden, auf dem sie sich aussprechen, von dem aus sie sich gegenseitig beeinflussen können. Wir aber besitzen, wie vorhin dargelegt, gar keine gemeinsame Vertretung, keine Gelegenheit der Art. Auch für die literarische Aussprache giebt es keinen wirksamen Resonanzboden: die akademischen Zeitschriften, die von Einzelnen unternommen worden, haben es bis jetzt zu keiner allgemeinen Wirkung bringen können.<sup>1)</sup> Die Litteratur, die sich vorzugsweise in Broschüren und Vorträgen bewegt, ist nirgends einheitlich gesammelt, nirgends bibliographisch verzeichnet.<sup>2)</sup> Daher haben die meisten, die über akademische Unterrichtsfragen schreiben, wenig Kenntniss von dem, was andere vor ihnen über die Dinge gedacht und veröffentlicht haben. Die Geschichte des Universitätsunterrichtes ist ein fast unbekanntes Feld,<sup>3)</sup> und

<sup>1)</sup> Die sehr verdienstliche Zeitschrift „Hochschulnachrichten“, die von Paul von Salvisberg herausgegeben wird, hat nach dem Scheitern so mancher früherer Unternehmungen sich in dem langjährigen schweren Kampfe um ihre Existenz nur dadurch behaupten können, dass sie in Folge eines Übereinkommens mit der Regierung (!) jedem Dozenten gratis auf den Tisch gelegt wird; trotzdem wird sie von uns nicht allgemein gelesen und daher auch immer noch nicht allgemein als literarisches Organ benutzt.

<sup>2)</sup> Nur die Litteratur des Jahres 1896 ist verzeichnet in dem ersten 1898 erschienenen Bande des grossartigen bibliographischen Werkes „Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtsvesen in den Ländern deutscher Zunge“, das im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte von Karl Kehrbaach herausgegeben wird.

<sup>3)</sup> Ich sage: Die Geschichte des Unterrichts, d. h. des inneren pädagogischen Betriebes; dass diese noch wesentlich nicht dargestellt sei, bezeugt selbst ein so vortrefflicher Kenner

man zweifelt doch jetzt auf keinem Gebiete, selbst einem so praktisch aktuellen wie die Medizin nicht, dass aus der Geschichte zu lernen sei. Gewiss lässt sich manches Gute aus der alten akademischen Zeit modernisirt übernehmen, wie z. B. die lebhaftige Pflege des Wortes, der Rede, die im mittelalterlichen Studium eine solche Rolle spielte, oder die Bethheiligung vorgerückterer Studenten an der Unterweisung jüngerer Commilitonen, die einst officiell üblich und allgemein organisirt war. Selbst das ist von Wert, sich zu vergegenwärtigen, wie unsere Universitäten die grössten Wandlungen durchgemacht haben, ohne ihrem Wesen untreu zu werden, und zu erkennen, dass wir vor Neuerungen nicht allzu ängstlich zu sein brauchen. Welche gründlichere Umwälzung könnte man sich z. B. denken, als die Einführung der deutschen Sprache statt der lateinischen in allen Vorlesungen es war, und wie falsch erscheinen die Befürchtungen, die man zuerst damit verband! Besagte doch ein Gutachten Jenenser Professoren vom Jahre 1612: wenn man die Wissenschaften in deutscher Sprache lehrte, so würden sie gar zu gemein werden, ja es würde Jedermann ohne Unterschied gelehrt und deshalb die rechten Gelehrten vorachtet werden!<sup>1)</sup> Und als Thomasius 1687 in Leipzig wirklich zuerst wagte, auf dem Katheder deutsch zu reden, nannte man es einen unerhörten Greuel<sup>2)</sup>; ein deutsch abgefasstes philosophisches Werk von ihm sandte die Fakultät mit dem Bemerken zurück, „man könne

wie F. Paulsen in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts 2. Auflage 1896 Band I S. 36 Note, worin er so werthvolle Beiträge zu dem Gegenstande geliefert hat.

<sup>1)</sup> Jürgen Bona Meyer, Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte, (in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge 1866 Heft 14) S. 14.

<sup>2)</sup> Paulsen a. a. O. Band I S. 514.

keine Schrift censiren, darinnen philosophische Materien in deutscher Sprache traktirt würden.“ Freilich ist es dann um so tröstlicher zu sehen, wie sich trotz alledem im Verlauf eines Jahrhunderts diese Neuerung allgemein durchgesetzt hat.

In unserer Zeit ist die Bewegung alles Lebens schneller geworden, und wir können daher auch aus der Betrachtung gegenwärtiger Verhältnisse lernen. Ich meine namentlich das Unterrichtswesen der ausländischen Universitäten. Sie möchten, vielleicht einwenden, ich habe doch anfangs gesagt, im Auslande betrachte man unsere Einrichtungen als mustergiltig und ahme sie nach, da sei für uns nichts zu gewinnen. Allein gestatten Sie an unser Wehrsystem zu erinnern: auch das ist auswärts überall nachgeahmt worden, und trotzdem verfolgt unsere Militärverwaltung mit der sorgsamsten Aufmerksamkeit jede kleine Neuerung bei den andern Nationen, um auch das Geringste, was brauchbar scheint, zu verwerthen. Wir aber haben gar kein Organ zum Studium der auswärtigen Zustände,<sup>1)</sup> nichts der Art wie die französische Revue internationale de l'enseignement oder die Revue universitaire, die belgische Revue de l'instruction publique u. s. w., und diese Zeitschriften sowie die Jahresberichte der fremdländischen Universitäten werden bei uns kaum gehalten und gelesen. Dass es sich hierbei nicht um eingebildete Interessen handelt, lässt sich ohne näheres Eingehen erweisen. Unsere Regierung — also wieder die Regierung — hat vor Kurzem einen Hallenser Collegen nach Amerika gesandt, um die dortigen Universitätseinrichtungen speciell mit Hinblick auf gewisse finanzielle Fragen zu studiren. Der Bericht circuirte im vorigen Jahre als Manuscript an allen

<sup>1)</sup> Die vortreflich redigirte „Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen“, die seit 4 Jahren in Leipzig erscheint, behandelt hauptsächlich den Schul-Unterricht.

preussischen Universitäten zur Kenntnissnahme; er enthielt trotz der unzureichenden Dauer und Ausdehnung der Inspectionsreise und trotz des vorherrschenden finanztechnischen Gesichtspunktes manche Winke, die uns zu vorteilhafteren Nachdenken anregen konnten. Und ausserdem: man nehme doch nur einmal einen Band der seit 1880 bestehenden Revue internationale de l'enseignement zur Hand und überzeuge sich, mit welcher Sorgfalt bis in die Details der einzelnen Fächer unser deutscher Universitätsunterricht dort verfolgt wird! Glaubt man etwa, die Franzosen thun das aus unbezwinglicher Vorliebe für Deutschland? Sie wollen von uns lernen, um uns zu übertreffen. Und so alle führenden Nationen. Wir aber fangen an, auf unseren Lorbeeren zu ruhen und uns in einer Unübertrefflichkeit zu sonnen, die bald ganz zu den vergangenen Thatsachen gehören wird, wenn wir uns nicht auf die harte Wirklichkeit besinnen.

Wir müssten die Handhaben, die sich uns irgend bieten, mit aller Energie ergreifen, um unsere heutzutage besonders schwierigen pädagogischen Aufgaben vollauf zu lösen. Wir müssten mit einem Worte — ich darf dieses für Manche schreckhafte Wort wohl auszusprechen wagen, nachdem ich ausführlich dargelegt habe, welche höchst konkreten Dinge darunter zu verstehen seien — eine „Universitätspädagogik“ schaffen<sup>1)</sup>, an der es uns so sehr fehlt.

\*  
\*) Es ist das Verdienst von H. Schmidkunz, diesen Begriff und seine Bedeutung dargelegt zu haben und für die Sache eingetreten zu sein, vgl. ausser anderem seine Abhandlung „Universitätspädagogik“ in der Zeitschrift „Pädagogische Studien“ 1898 Heft 2 S. 49 ff., und „Vergangenheit und Gegenwart der Hochschulpädagogik“ im „Jahrbuch des Vereins f. wissenschaftliche Pädagogik“ 1898 S. 222 ff. Übrigens ist auch die allgemeine Pädagogik an unseren Universitäten nicht genügend vertreten, vgl. den Aufsatz von W. Rein „Über Stellung und Aufgabe der Pädagogik an den Universitäten“ in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft“ 1899 Band 2 S. 309 ff.

Alle die bisher berührten Fragen treffen nun wie in einem Brennpunkt zusammen und gewinnen dringende Bedeutung in der dritten Gruppe von Problemen, die ich betrachten wollte.

Einst waren die Universitäten fast die einzigen Stätten jeglicher höheren Bildung und schöpferischen Thätigkeit im Gebiete des Wissens und Könnens. Sie sind es nicht mehr. Eine immer mannigfaltigere Reihe von Bildungsanstalten ist neben ihnen erwachsen: Berg- und Forstakademien, Kriegsakademien, Landwirtschafts- und Handelsschulen, Polytechniken oder technische Hochschulen. Eine Zeitlang schien es, als sollten derartige neu entstehende Zweige moderner Wissenschaften und Techniken den Universitäten einverleibt werden: man hat das landwirthschaftliche Studium mit Versuchsstationen und Laboratorien der philosophischen Fakultät mehrerer Universitäten, namentlich Halle und Göttingen, angegliedert, man hat das pharmazeutische Studium auf die Universität verlegt. In den 70er Jahren ist namentlich der bekannte Chemiker Lothar von Meyer in verschiedenen Schriften eingetreten für die Vereinigung aller Arten technischer Bildungsanstalten mit der Universität, und zwar im Interesse beider Theile. Auch jetzt sind solche Bestrebungen noch nicht aufgegeben: Professor Riedler von der Berliner technischen Hochschule hat sich jüngst energisch in diesem Sinne geäußert, und es hat sich an seine Schriften eine lebhafte literarische Discussion angeknüpft.<sup>1)</sup>

Aber noch mehr: gegen die Pforten der Universität drängt, ungestüm oder zarter, eine bunte, unabsehbare Menge von Adepten: Realschulabiturienten, Schüler von technischen Anstalten verlangen Zulassung; Volksschullehrer erstreben eine ergänzende akademische Ausbildung

\*) S. die Literaturangabe S. 23 in der Anmerkung.

in ihren Fächern;<sup>1)</sup> begabte Frauen treten eifrig herzu. Schon weichen die Pforten langsam dem strebenden Gedränge; wenn sie vollends nachgäben, wenn alle diese Absichten sich erfüllten, auch die vorher erwähnten Riedlers, so würden allerdings unsere Universitäten in umfassendstem Sinne den Charakter der Universitas literarum gewinnen, würden wieder die einzigen Centren aller höheren Bildung sein. Können wir das wünschen? Eine schwere Gefahr scheint hinter dem lockenden Ziele verborgen zu liegen. Wir würden in unseren Vorlesungen und Uebungen mit einer Menge völlig ungleichartig Vorbildeter zu thun haben, und wenn wir in unserer bisherigen Weise — ich betone das — alle zugleich und in demselben Lehrgange unterrichten, förderlich unterrichten wollten, so würde unvermeidlich das Niveau des akademischen Unterrichts heruntergehen müssen. Wir würden am Ende auf jene populären Vorlesungen hinauskommen, deren die Franzosen neuerdings überdrüssig geworden sind.

Wie aber, wenn wir uns all diesem modernen Andringen völlig verschliessen? Dann, scheint es, treiben wir einem nicht weniger bedenklichen Extrem zu: den bisherigen universalen Charakter der Universitäten mehr und mehr einzubüssen, sie zu isolirten Fachschulen werden zu lassen. Denn in diese Richtung zieht uns schon manches: der vorhin geschilderte zunehmende Einfluss der Staatsprüfungen auf den Studiengang im Sinne spezieller Berufsbildung, die Neigung zur Spezialisierung in den Wissenschaften selbst, der herrschende Zug unserer Zeit überhaupt zu berufsmässiger Dressur.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. den Aufsatz von Professor K. Knoke „Ein gangbarer Weg zur Verwirklichung der in der Lehrerschaft sich regenden Wünsche nach wissenschaftlicher Fortbildung auf der Universität“ in der Zeitschrift „Pädagogische Blätter 1899, Band 28 S. 297 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. Paulsen a. a. O., Band 2 S. 133 ff., 258 ff.

Vielleicht ist angesichts unseres passiven Zuwartens bereits eine Entscheidung gefallen, die in diesem Zusammenhange von weittragender Bedeutung werden kann: vielleicht hat man bereits beschlossen, dass die technischen Hochschulen allgemein ermächtigt werden sollen, einen Doktorgrad, einen doctor rerum technicarum, auf Grund solenner Prüfungen zu verleihen, ohne dass gleichzeitig Massregeln getroffen wären, den einschneidenden Rückwirkungen dieser Neuerung auf die Universitätsverhältnisse vorzubeugen.<sup>1)</sup> Das ist ein erster Schritt — denn natürlich werden die anderen Berufsanstalten höherer Ordnung den Ehrgeiz haben, nachzufolgen — ein erster Schritt auf der Bahn, die modernen technischen Studien gänzlich von dem akademischen Studium abzulösen, jede Erweiterung der Universität in dieser universaleren Richtung abzuschneiden, ihr alle Studenten, die sich auf die technische Praxis vorbereiten wollen, wie namentlich die Chemiker und Physiker, zu entziehen,<sup>2)</sup> und ihren Wirkungskreis auf

<sup>1)</sup> Der verständige Leser sieht, dass mein Bedenken gegen diese Neuerung nicht einer einseitigen Unterschätzung der technischen Bildung entspringt, sondern im Gegentheil der Besorgniss, es werde dadurch die Universität von der frischen Berührung mit dieser abgesperrt werden, wenn dem nicht durch entsprechende Reorganisationen vorgebeugt wird, wie ich gleich andeute.

Ueber die hier berührte Frage und deren neueste Literatur orientiren die verschiedenen Aufsätze in den von P. v. Salvisberg herausgegebenen „Hochschulnachrichten“ Nr. 97 vom Oktober 1898 und in den folgenden Heften.

Freilich sehe ich nicht ein, warum denn die Techniker gerade den alten spezifisch akademischen Dokortitel haben müssen: man hat das in Amerika z. B. selbst da nicht eingeführt, wo ganze technische Fakultäten den Universitäten angegliedert sind, sondern hat eine gleichwerthige Prüfung und Promotion mit den Titeln Civil, Mechanical, Electrical Engineer eingerichtet.

<sup>2)</sup> Welchem Chemiker z. B. wird es noch einfallen, auf der Universität zu promoviren und sich den dort geforderten

die sogen. gelehrten Berufe zu beschränken. Ziehen wir uns aber selbstgenügsam auf diesen humanistischen Standpunkt zurück und schliessen wir demgemäss alle nicht humanistisch Vorgobildeten vom akademischen Studium aus, so entsagen wir aller Einwirkung auf wichtige Sphären des modernen Kulturlebens und gehen des belebenden Hauches, der davon ausgeht, verlustig.<sup>1)</sup> Um so ungestörter würden dann die vorhin erwähnten Einflüsse wirken, welche die Universitas literarum in zusammenhangslose Fakultäten mit dem Charakter von Fachschulen aufzulösen drohen. Wir würden dann einer Entwicklung entgegengehen, die man in Frankreich nach langen An-

mancherlei erschwerenden Forderungen, z. B. dem Examen in der Philosophie als Nebenfach zu unterziehen, wenn er ohne das auf seiner technischen Anstalt den gleichwerthigen Grad erwerben kann? Ich ziehe daraus nicht den Schluss, dass man letzteres perhorresziren solle, sondern dass es dann nothwendig sein wird, z. B. das philosophische Examen für Chemiker aus unserer Promotionsordnung zu streichen u. s. w. Man hört wohl die Meinung, diejenigen, welche eine tiefere theoretische Ausbildung wünschen, werden wenigstens einige Semester auf der Universität studiren, und es bleibe letzterer überhaupt die rein theoretische Seite jener Fächer reservirt. Wenn das zunächst auch der Fall sein sollte, so wird es bei dem frischen Aufschwunge der technischen Hochschulen nur eine Frage kurzer Frist sein, dass sie die Universitäten auch im theoretischen Unterricht erreichen, wenn nicht überflügeln. Eine dauernde markirte Trennung von Theorie und Praxis würde überdies nach dem Urtheil von Kennern beiden zu schwerem Nachtheil gereichen. Man darf sich dafür auch auf das Urtheil der praktischen Amerikaner berufen, die gewiss nicht ohne guten Grund begonnen haben, technische Fakultäten ihren Universitäten einzuverleiben, wie ich gleich erwähne. Eine loyale Konkurrenz der technischen und akademischen Hochschulen unter gleichen Bedingungen wird der Sache nur nützen.

<sup>1)</sup> Das hat A. Riedler vortrefflich in seiner Schrift „Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts“ 1898 dargelegt.

strengungen zu überwinden begonnen<sup>1)</sup> und die man anderwärts glücklich vermieden hat.

So treiben wir zwischen Skylla und Charybdis. Einen rettenden Mittelweg zu finden, ist das schwere Problem unserer Zeit. Es ist dasselbe Problem, das auf allen Unterrichtsgeländen und -stufen die Geister unserer Nation beschäftigt: einen Ausgleich zu finden zwischen den Gegensätzen „Berufsbildung und Allgemeinbildung“. Sollten wir dieser nationalen Aufgabe theilnahmlos, verständnisslos gegenüberstehen, gerade wir auf unserem wichtigen Posten? Das hiesse abdanken von der führenden Stellung im Geistesleben der Nation. Bis jetzt hat es als Vorzug der deutschen Bildung gegolten, dass sie nicht darauf ausging, einseitig routinirte Praktiker zu schaffen, sondern Menschen, die auf das Ganze sehen. Es mag sein, dass für das Praktische etwas mehr zu sorgen ist, aber wir dürfen darum nicht ins Extrem verfallen. Dann würden wir Menschen erziehen, besser gesagt dressiren, die mechanisch ihr Schema herunterarbeiten ohne Verständniss und Blick für den eigentlichen Sinn und Zusammenhang, ohne Schwung und Feuer. Dazu kann es auch auf den Gebieten der Wissenschaft, der Forschung selbst kommen. Sollen wir uns auf einen Standpunkt zurückwerfen lassen, den die andern Nationen in ihrem gesammten Bildungswesen mit Hilfe unserer bisherigen Einrichtungen überwunden haben? Das wäre fast ein tragikomisches Schicksal. Es scheint Zeit, dass wir thatkräftig zugreifen, wenn wir das herrliche Banner, das die Geister führt, nicht sinken lassen wollen. Gemeinsame, zielbewusste Arbeit in allen den Beziehungen, von denen die Rede war, ist dazu noth. Man empfindet vielfach in Universitätskreisen gowissermassen instinktiv die Pflicht und das Bedürfniss, dem erweiterten Bildungsbestreben unserer

<sup>1)</sup> Vgl. H. Schoen, die französischen Hochschulen seit der Revolution, 1896; auch Waldeyer a. a. O. Seite 25/26 und Paulsen a. a. O. Band 2 Seite 265.

Zeit entgegenzukommen: man veranstaltet Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen, volksthümliche Vorlesungen nach Muster der University Extension und anderes der Art. Aber durch solche ausserordentlichen Einrichtungen, so werthvoll sie seien, kann man nicht ersetzen, was unseren Universitäten an sich fehlt. Wir brauchen wesentliche Veränderungen der inneren Organisation, eine reichere, geschmeidigere Gliederung des akademischen Unterrichts als wir sie haben, um den geschilderten verschiedenen Anforderungen gerecht zu werden und sie zu beherrschen. Hier ist es, wo wir namentlich vom Auslande lernen können. Amerika z. B. hat uns trotz seines vielgeschmähten materiellen Sinnes darin weit überholt.<sup>1)</sup> Dort sind Kurse fachmässiger Spezialvorlesungen mit Kursen allgemeiner Ausbildung verbunden, theils ineinander greifend, theils parallel laufend, in mannigfaltiger, elastischer und doch einheitlicher Organisation, so dass in verschiedensten sich berührenden Studiengängen mit je verschieden bestimmten Vorkenntnissen eine in sich abgeschlossene Bildung erreicht wird. Unter anderem hat man für die Frauen in den Vorlesungen, wo es angemessen erscheint, also namentlich in einzelnen medizinischen, besondere Parallelkurse eingerichtet,<sup>2)</sup> während sie die andern Vorlesungen gemeinsam mit den Studenten besuchen. Auch hat man dort vollständige technische Fakultäten den Universitäten anzugliedern verstanden.<sup>3)</sup>

Zum Glück gilt für, unsero Universitäten das Wort

<sup>1)</sup> Vgl. den jährlich erscheinenden Report of the Commissioner of education und die Jahresberichte einzelner Universitäten.

<sup>2)</sup> Das scheint zum mindesten erforderlich. Ich halte aber die Bemerkungen von Waldeyer a. a. O. Seite 15 ff., der sich aus triftigen pädagogischen Gründen für ganz getrennten Unterricht der Frauen ausspricht, für sehr beachtenswerth.

<sup>3)</sup> In dieser Richtung liegen die z. Th. verwirklichten Bestrebungen von F. Klein in Göttingen, s. „Hochschulnachrichten“ 1898 Oktober und November No. 97 und 98.

nicht, das von einer andern grossen Institution einst gesagt worden sein soll: Sint ut sunt aut non sint! Noch immer hat vielmehr die deutsche Universität sich den Aufgaben gewachsen erwiesen, welche der Wechsel der Zeiten an sie stellte. Es heisst nicht, sie herabsetzen, wenn wir wünschen, dass es auch in unserer Zeit so sein möge. Ich glaube, Sie alle, Mitglieder wie Freunde der Universität, sind in diesem Wunsche mit mir einig. Und mehr: wir alle können zu seiner Erfüllung beitragen, nicht nur wir Dozenten, auch Sie, meine jungen Kommilitonen, die den Geist der Zukunft in sich tragen, und auch Sie, hochgeehrte Gäste, die nicht dem akademischen Kreise angehören.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Indem die Rede zu einer Abhandlung wird, erweitert sich der Kreis der Gäste zu dem des Publikums überhaupt, und die Aufforderung zur Mitarbeit gewinnt weitere Bedeutung, wie sie auch in der Rede keineswegs als leere rhetorische Wendung gemeint war. Wieviel geschieht in andern Ländern von Privaten, Korporationen, Gemeinden, ausser von Seiten der Staatsregierungen, für die Ausstattung der Universitäten, z. B. in Amerika, wo ganze Fakultäten, ja ganze Universitäten, geschweige denn einzelne Lehrstühle und Anstalten aus Privatmitteln fundirt werden. Wenn der Reichthum in Deutschland auch nicht so gross ist, so könnte doch verhältnissmässig in dieser Hinsicht viel mehr geschehen. Es fehlt eher an der Intention als an den Mitteln. Ein Vorschlag z. B., wie der von Prof. Knoke oben S. 22 No. 1 erwähnte, aus korporativen Mitteln Lehrstühle für Pädagogik an den Universitäten zu fundiren, ist materiell gewiss ohne Schwierigkeit zu verwirklichen. Und wenn man die Sorge für den Unterricht dem Staate überlassen zu sollen meint, so gibt es ausserdem noch genug zu thun. Abgesehen von Stipendien, die neuerdings recht spärlich fliessen, will ich beispielsweise nur eines hervorheben. Es fehlt den meisten Universitäten an irgend genügenden Räumlichkeiten zum Turnen und zu den andern körperlichen Uebungen, die erfreulicher Weise immer lebhafter in der Studentenschaft betrieben werden. Trotz des dringendsten Bedürfnisses hat der Staat allgemein nicht die Mittel gewähren können, um eigene akademische Turnhallen und Spielräume einzurichten, und man muss sich meist in dürftigster Weise be-

Der jetzige Rektor der Berliner Universität Waldeyer hat in seiner Antrittsrede im vergangenen Oktober gesagt, es beginne die Werthschätzung unserer Einrichtungen im Publikum zu sinken, man beginne in weiteren Kreisen an ihrer Zulänglichkeit zu zweifeln; und das ist wohl kaum zu leugnen. Hochgeehrte Gäste! Bisher hat das Vertrauen, die Gunst der öffentlichen Meinung unsere Universitäten in guten und schlechten Tagen gestützt, getragen, gehoben. Die Universitäten sind immer Lieblinge des deutschen Volkes gewesen. Misstrauen, Ungunst würden das Schlimmste sein, was uns widerfahren, uns unsere Aufgabe erschweren könnte.

Vertrauen Sie mit uns, das es uns gelingen wird, unsere Universitäten durch die Schwierigkeiten und Zweifel der Gegenwart hindurchzuführen und auch unter veränderten Verhältnissen ihre hohe Stellung im geistigen Leben der Nation zu behaupten, vertrauen Sie mit uns, dass unsere Zeit den alten Ruhm der deutschen Universität erhalten und ihr neuen Ruhm hinzugewinnen wird zum Heil unseres grossen Vaterlandes!

helfen, so dass die wichtige Sache schwer darunter leidet. Hier wäre recht ein Feld für private Freigebigkeit.

Auch in moralischer Hinsicht kann das Publikum z. Th. viel zu unserer Unterstützung thun. Möchten doch Väter, Vormünder, Lehrer und sonstige Berather der Jugend nicht mit launigem Augenzwinkern dem zur Universität Ziehenden zu verstehen geben, dass er die ersten Semester sich in dulci júbilo um die Ohren zu schlagen berechtigt sei — dazu bedarf er wahrlich nicht der Ermuthigung —, sondern möchte man vielmehr darauf hinweisen, dass unbeschadet aller Ausgelassenheit und Burschenherrlichkeit die Ehrenpflicht des civis academicus von Anfang an sei, sich als Mitglied des Staates, der Gesellschaft zu fühlen, denen er für die bevorzugte Stellung und Bildungsgelegenheit, die sie ihm gewähren, mit seiner geistigen Persönlichkeit verantwortlich ist. In diesem Sinne ist auch die obige Aufforderung an die Kommilitonen selbst gemeint; im Eingang meiner vorhin citirten Schrift habe ich ausgeführt, woran es da fehlt.